

Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber: Emanzipation
Band: 3 (1977)
Heft: 3: Frauenmagazin Emanzipation

Artikel: Wäre ich doch ein Chamäläon
Autor: Aschwanden, Helen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-358675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

"Ich habe Dir nie einen Rosengarten versprochen"

Hanna Green, geboren 1932 in New York, verheiratet mit einem Psychotherapeuten und Mutter zweier Söhne, erzählt in diesem Buch die Geschichte der Deborah Blau, die als 16-jährige mit der Diagnose Schizophrenie in eine psychiatrische Klinik eingeliefert wird. Die Geschichte einer Wahnsinnigen somit, aber auch eine Beschreibung dessen, was Wahnsinn für die Betroffenen ist.

Das tröstende, schöne Reich Yr, das Deborahs Kindheit glanzvoll ausfüllt, wird uns vor Augen geführt. Wie es sich dann allmählich mit schrecklichen Gestalten füllt, die Deborah ihre Hässlichkeit, ihre Boshaftigkeit, ihre Schlechtigkeit mit hämischen Gelächter vorhalten. Ein Chorus von Stimmen bedrängt sie ständig, bedrohende Götter halten mit ihr Zwiesprache: "Du bist nicht wie sie", wie alle andern, ist der ständige Tenor von Deborahs Stimmen. Daneben wird in Gesprächen mit der behandelnden Ärztin Stück für Stück hervorgeholt, was sich im Leben der Deborah abgespielt hat. Kind jüdischer Einwanderer, vom Grossvater zum Wunschkind hervorstilisiert, das es einmal allen zeigen wird, und das den hasserfüllten Kampf des Imigranten stellvertretend gewinnen wird. Da ist die jüngere Schwester, die Deborah die alleinige Liebe der Eltern streitig macht. Ein Tumor in der Harnröhre, den die Fünfjährige unter Schmerzen und Demütigungen operieren lassen muss und die Qual der brennenden Schmerzen an ihrem "heimlichen, weiblichen Ort" werden ans Licht gezogen. Der Antisemitismus, den

Deborah in der Schule erlebt, hat seine Bedeutung bei Deborahs allmählichem Rückzug in ihre eigene Welt, das Reich Yr. Nach und nach fügt sich für Deborah das Bild ihrer Existenz und ihrer Krankheit. Doch das einst wunderbare Reich lässt sie nicht los: für jeden Versuch, die Türen zu öffnen, wird sie grausam bestraft, die Götter fallen über sie her, schleudern sie in die tiefsten Tiefen der Hölle, wo die Sprache der Erzählerin versagt, so namenlos ist die Angst und das Grauen. Auf der geschlossenen Abteilung für "Gewalttätige", wo alle Hüllen fallen, wo keine Schonung mehr ist, wo die Hoffnung kaum mehr existiert, bleibt Deborah monatelang völlig versunken in ihrer Wahnwelt, getrennt von aller realen Welt; die sie nur noch in vagen Grautönen zu sehen vermag, alleine mit dem grausamen Gespött ihrer Stimmen, mit dem Heulen des Chorus. Nur in den Therapiestunden sind noch letzte Reste von Klarheit und Kommunikation vorhanden.

Als erste Bezüge zur Realität melden sich Gefühle für Mitpatientinnen, erschreckt und glücklich stellt Deborah fest, dass die Welt wieder Farben hat. Doch die Realität hat ihre Tücken: sie ist voller Ungerechtigkeit und ein Rückzug ins Reich Yr scheint vorteilhafter. "Ich habe Dir nie einen Rosengarten versprochen", ist die Aufforderung der Ärztin, das Leben so anzunehmen, es zu einer für alle annehmbaren Realität zu gestalten: ohne Ungerechtigkeiten. Ein langer, steiniger Weg mit Rückschlägen, muss begangen werden, bis Deborah fähig

wird, auf das Reich Yr zu verzichten. Der Blickwinkel öffnet sich wieder, Farben werden wieder gesehen, erst im Nachhinein wird erkennbar, wie sehr Deborah in ihrer Wahnwelt versunken war. Deborah kommt auf eine offene Abteilung, realisiert, dass da auch Männer sind. "Während sie die Namen hörte, überlegte sie, was in aller Welt wohl Männer krank machen könnte". Und schliesslich führt der Weg hinaus aus der Klinik, hinein in den Versuch, zu leben. Damit endet das Buch, nicht mit der Versicherung, dass Deborah für immer gesund ist. Die autobiographische Autentizität – die Autorin ist selbst schizophrene – lässt das Buch beklemmend intensiv werden: es lässt sich nicht unbeeiligt lesen. Das Buch ist ein brennender Aufruf zu verstehen, was Andersein der Wahnsinnigen zu bedeuten hat, eine Aufforderung zum Verständnis. Wer das Buch liest, wird mit den Ängsten und der Panik einer Wahnwelt konfrontiert, in der, trotz allem Andersein, doch immer wieder Gemeinsames mit eigenen Ängsten aufbricht. Die Welt der Wahnsinnigen ist so sehr von dieser Welt, so ganz und gar nicht unverständlich, wenn wir uns nicht selbst hinter die Mauern begeben, die uns "Normale" von den Nicht-Normalen trennt: das ist mein Erlebnis mit diesem Buch. cr



WÄRE ICH DOCH EIN CHAMÄLÄON

Ein Zipfel des Tagesanzeigers schaut aus dem Kasten, wieder ein Zipfel Hoffnung. Und tatsächlich steht heute etwas Verlockendes auf der drittletzten Seite: Kleine Dreizimmer-Wohnung in der Altstadt zu vermieten. Günstiger Zins. Ich packe meinen Mantel wieder und rase zur angegebenen Immobilienagentur. Wie schon des öfters bin ich natürlich nicht die Erste, drei Interessenten haben sich schon vor mir eingeschrieben. Ein barscher Typ mit Glatze und Hornbrille nimmt meine Personalien auf. Dann noch eine kurze Bemerkung: "Sie werden wieder von uns hören, aber machen sie sich nicht allzuviel Hoffnung. Falls sich

ein Familienvater meldet, müssen wir die Wohnung ihm geben. Heutzutage, wo die Wohnungen so rar sind, wäre es ja fast unmoralisch sie einer alleinstehenden Frau zu geben. Ihnen genügt ja auch ein Einzimmerlogis!" Ich gehe und höre vom barschen Immobilienhengst natürlich nichts mehr.

Doch fünf Jahre später treffe ich ihn wieder. Die Agentur hat eine kaufmännische Stelle ausgeschrieben. Ich bin seit zwei Monaten arbeitslos und möchte sie haben. Wiederum werden meine Personalien aufgenommen, meine Zeugnisse durchgeblättert.

"Wir werden ihnen Bescheid geben", klingt

die fade Antwort, die soviel wie nichts heisst.

"Aber sie verstehen ja, falls sich ein Mann meldet – ich meine ein Familienvater – so müssen wir die Stelle ihm geben. Jetzt in der Rezession verpflichtet die Moral den Arbeitgeber sozusagen dazu."

Ich schlucke zweimal leer und gehe. Schade, dass ich eine Frau bin und kein Chamäleon. Ich könnte sonst alle fünf Jahre meine Moral ändern und meine Bedürfnisse der Wirtschaftslage anpassen. Das Leben wäre dann herrlich einfach für mich.

Helen Aschwanden